

er stets eine überlegene Ruhe und Milde; meist nimmt er eine vermittelnde Stellung ein oder bescheidet sich damit, daß wir ein abschließendes Urteil noch nicht fällen können. Oft glaubt man den freundlichen, greisen Professor zu seinen Schülern reden zu hören; so, wenn er gelegentlich ein persönliches Erlebnis einflüßt (Kathedrale von Reims S. 343), wenn er auf früher Erzähltes zurückgreift, von „unsern alten Bekannten“ spricht (S. 345), wenn er seine eigenen früheren Meinungen berichtigt (S. 456, 469). Recht willkommen ist der oftmalige Hinweis auf brauchbare Hilfsbücher, der nicht in der unschönen Form von Anmerkungen gegeben wird, sondern in die Darstellung selbst verwoben ist.

Eine Unsumme von Studium und Wissen steckt in einer solchen Weltgeschichte der Kunst; es ist die reife Frucht einer langen, zielbewußten Lebensarbeit, die das erprobte Alte mit dem guten Neuen zu vereinen weiß. Gern empfiehlt man darum auch diesen Band, dem der Verlag eine vortreffliche Ausstattung gab, als zuverlässigen und freundlichen Führer.

Wilhelm Leblanc S. J.

Die Baukunst der Armenier und Europa. Ergebnisse einer vom Kunsthistorischen Institute der Universität Wien 1913 durchgeführten Forschungsreise. Planmäßig bearbeitet von Josef Strzygowski unter Benützung von Aufnahmen des Architekten Thoros Thoramagian. Mitarbeiter: Assistent Dr. Heinrich Glüx und Leon Vissigian. Mit 828 Abbildungen samt einer Karte. Zwei Bände. kl. Fol. (XII u. 888 S.) Wien 1918, Kunstverlag von Anton Schroll. M 200.—; geb. M 225.—

Das Werk gründet sich vornehmlich auf die Untersuchungen eines im Westen geschulten armenischen Architekten Thoros Thoramagian und auf eine von dem Kunsthistorischen Institut der Universität Wien unter Führung des Verfassers unternommenen Forschungsreise im östlichen Armenien, über die in der Einleitung näherer Bericht erstattet wird, und bietet deshalb beste Gewähr für Zuverlässigkeit. Ein vollständiges Bild der armenischen Monumente zeichnet es allerdings nicht. Fast ganz außer Betracht geblieben sind, weil für die Geschichte der Architektur ohne besondere Bedeutung, die Bauwerke des späteren Mittelalters und der nachmittelalterlichen Zeit. Aber auch die früheren sind nur zu einem Teil berücksichtigt, da die Denkmäler des nördlichen und ebenso des für die Frühgeschichte des christlichen Armeniens so wichtigen südwestlichen Gebietes des armenischen Hochlandes bislang erst in sehr geringem Maße erforscht wurden und ihre Kenntnis insolgedessen noch recht beschränkt ist. Immerhin kann die Arbeit wenigstens für Ostarmenien, das seit dem 5. Jahrhundert den Mittelpunkt des politischen wie kirchlichen Lebens bildete, den Bestand der Monumente, die sich dort aus der Zeit vom 7. bis 11. Jahrhundert in sehr beträchtlicher Zeit erhalten haben, in verhältnismäßiger Vollständigkeit vorführen. Der Verfasser begnügt sich aber nicht mit einer wissenschaftlichen Beschreibung derselben, sie ist für ihn nicht einmal die Hauptsache, der Hauptzweck des Werkes, sondern dient ihm nur als Unterlage für seine umfassenden, tiefgehenden und weitausholenden Untersuchungen über die altarmenische Architektur, ihren Charakter, ihre Eigenarten, ihre Ausgestaltung, ihren Gehalt, ihre Stellung in der Geschichte des Landes und ihre Beziehung zu vorausgehenden,

gleichzeitigen und nachfolgenden Kunstkreisen und Kunstströmen. Nach Strzygowski übernahm Armenien die wesentlichen Elemente seiner Architektur ostiranischer Überlieferung, gab ihnen aber eine großartige nationale Ausbildung und spielte dann durch den Einfluß, den es als Träger und Vermittler der so von ihm geschaffenen Bauformen und Bauge Gedanken ausübte, nicht nur in der Geschichte der christlichen Kunst des Ostens, sondern auch in der Entwicklung derjenigen der Mittelmeerlande und des Westens eine bedeutsame, tiefgreifende Rolle. Sollen doch nicht bloß die Architektur der Westgoten in Frankreich und Spanien sowie in karolingischer Zeit das Münster zu Aachen, sondern auch der Gewölbebau des romanischen Stiles, der Versärbungsgedanke der Gotik und selbst noch der Kuppelbau der Renaissance Wellen sein, die der von Armenien ausgehende Kunststrom nach dem Westen brachte.

In Armenien wurde das Christentum um den Ausgang des 3. Jahrhunderts unter König Trdat Staatsreligion. Die Folge war die Zerstörung der heidnischen Tempel und die Erbauung zahlreicher christlicher Kirchen. Welcher Art diese waren, ob Kuppelbauten, wie Strzygowski will, oder holzgedeckte Basiliken, wie Thormanian annimmt, muß dahingestellt bleiben. Die Wahrheit mag in der Mitte liegen. Baudenkmale, die uns Aufschluß geben könnten, haben sich nicht erhalten. Die ältesten Monumente, der dreischiffige Tonnengewölbe-Bangbau zu Eghward und die von nord-syrischer Kunst beeinflusste Basilika zu Ereruf, gehören erst dem 6. Jahrhundert an.

Aus dem 7. Jahrhundert haben sich in Armenien manche, zum Teil sehr bemerkenswerte Kirchen erhalten. Sie beleuchten nicht bloß den Stand der armenischen Architektur ihrer Zeit, sondern werfen, weil in ihrer architektonischen und technischen Eigenart ersichtlich die Frucht einer längeren Bautätigkeit, auch auf das architektonische Schaffen der vorausgehenden willkommenes Licht. Was die Armenier im 7. Jahrhundert zu leisten imstande waren, zeigt besonders die leider nur in Ruinen auf uns gekommene Kuppelkirche zu Zwartnoz, ein im Kern einen Vierpaß bildenden, mit zweiunddreißigseitigem Umgang versehener mächtiger Zentralbau von ca. 34 m lichter Weite, eine Schöpfung des großen Herzes III. (640—661), eines Anhängers der Synode von Chalcedon. Ihrer Form nach sind die noch vorhandenen Denkmäler des 7. Jahrhunderts der Mehrzahl nach entweder reine Zentral- oder reine Bangbauten, doch kommen als Ausgleich und Vermittlung zwischen praktischen liturgischen Rücksichten, welche dazu drängten, den Kirchen Längsrichtung zu geben, und nationaler Vorliebe für Kuppelkirchen auch schon Beispiele einer Verschmelzung beider Typen in Gestalt der Kreuzkuppelkirche sowie der später herrschend werdenden Kuppelhalle vor.¹

Das 8. und 9. Jahrhundert sahen in Armenien wenig neue Kirchen entstehen, dann aber kam es dort gegen Ende des Jahrhunderts unter den Bagratiden zu

¹ Die Kreuzkuppelkirchen und Kuppelhallen, beide Bauten mit ausgesprochener Längsrichtung, stimmen auch darin überein, daß sie in der Mitte des Banghauses einen Querbau zeigen, über dessen Vierung sich die Kuppel erhebt, und daß sie mit hohen emporenlosen Absätzen ausgestattet sind. Sie unterscheiden sich voneinander dadurch, daß die Kuppelpfeiler bei jenen frei stehen, der Querbau deshalb sich kraftvoller geltend macht und ihr Inneres dreischiffig ist, bei diesen dagegen die Kuppelpfeiler der Mauer des Banghauses vorgebaut sind, die Querarme nur mäßig zutage treten und das Innere einräumig erscheint.

einer zweiten Blüte der kirchlichen Architektur, die eine Reihe architektonisch sehr bedeutender Bauten zeitigte. Der reine Langbau ist nun in den Hintergrund getreten, der reine Zentralbau hat sich behauptet, die größte Zahl der Neuschöpfungen aber vertritt jetzt den Typus der Kreuzkuppelkirche und besonders den der Kuppelhalle. Strzygowski möchte das mit einem kirchlichen Kanon in Verbindung bringen (S. 584 588), demzufolge den Grund der Kirche nur der Bischof mit echtem Glauben oder der Chorepiscopus oder der Peredut mit Erlaubnis des Bischofs zu zeichnen wagen dürfe, andernfalls aber jener Grund zerstört werden solle, falls er nicht etwa auf erneute Begutachtung hin zugelassen werde; allein von einem bestimmten Typus ist in dieser Verordnung keine Rede. Sie besagt nur, daß keine Kirche gebaut werden dürfe, ohne daß der Bischof den Bau genehmige. Hätte der Kanon einen bestimmten Typus vorschreiben wollen, hätte er anders lauten müssen und wäre eine Erwähnung des Bischofs unnötig gewesen.

Ein wesentlicher Fortschritt in der Architektur läßt sich in den Denkmälern der zweiten Blütezeit nicht feststellen. Insbesondere zeigt der Verstrebungsgedanke, der doch schon in den Nebennischen und in den Tonnenvorlagen der Kuppel der Bauten des 7. Jahrhunderts eine so ausgesprochene Verkörperung erfahren hat und, wie die Geschichte der Architektur des Westens lehrt, einer so reichen Entfaltung fähig gewesen wäre, keinerlei Weiterentwicklung. Etwas Neues ist in den Bauten, die um die Wende des ersten Jahrtausends entstanden, das Auftreten des Epizyklus, der übrigens auch sonst im Osten eine geraume Weile früher als im Westen nachweisbar ist. Er hat indessen im Gegensatz zu der Bedeutung, die er hier erlangte, in den armenischen Baudenkmalern nur formalen Charakter; nie erscheint er als Bestandteil im System der Bauten und als Stilelement. Eigentümlichkeiten der armenischen Kirchenbauten, die zum Teil schon im 7. Jahrhundert vorkommen, später in ähnlich gearteten Erscheinungen des romanischen Stiles ihre Parallelen finden, sind Folgen hoher, schlanker Blendarkaden, mit denen die Außenwände belebt werden, rundbogige Überschlagsfries über den Fenstern, Rundbogenfriese, rechtwinklig einspringende, in den Winkeln der Leibungen mit Säulchen gefüllte, von einem Bogen bekrönte Portale, Pfeiler, die Pilaster und halbrunde Dienste als Vorlagen aufweisen und in der um 1000 vollendeten Kathedrale zu Ani besonders reich entwickelt sind, Würfelskapitelle und Eckknospen als Überleitung von dem Wulst der Basis zu den Ecken der Sockel der Säulen; Eigentümlichkeiten, die indessen meines Erachtens so lange als bloße Parallelen und als selbständige Entwicklungen aus den gleichen Voraussetzungen zu betrachten sind, als nicht einwandfrei ein Einfluß von Armenien her auf die romanische Kunst des Westens festgestellt wird. Mit bloßen Annahmen und theoretischen Möglichkeiten läßt sich dieser nicht begründen. Emporen als Obergeschloß der Absseiten, eine Einrichtung, die in den byzantinischen Bauten und im romanischen Stile so beliebt war, und zwar als Glied im konstruktiven System des Aufbaues, sind den armenischen Kirchen fremd. Hergestellt sind diese bis zum First des Daches und zur Spitze der Kuppel in Guß- oder Schichtmauerwerk, das beiderseits mit Platten bekleidet ist, ein Umstand, der ungewöhnlich massige Mauern zur notwendigen Folge haben mußte.

Strzygowski hat seine Untersuchungen in vier Bücher gegliedert. Im ersten gibt er einen Typenkatalog der altarmenischen Baudenkmalen, in dem er diese nach ihrer Grundrißbildung in strahlenförmige Kuppelbauten (Kuppelquadrate mit Strebennischen und reine Strebennischenbauten), in längsgerichtete Tonnen-

bauten (einschiffige und dreischiffige) und in längsgerichtete Kuppelbauten (Dreipaßkirchen, dreischiffige Kuppellangbauten ohne Strebenischen und Kuppelhallen) ordnet. Das zweite behandelt Material und Technik der Monumente, Charakter und Zweck derselben, ihre Ausstattung und ihre gemeinsamen charakteristischen architektonischen Elemente, die Baugestalt, d. i. die Summe aller jener Bauelemente, welche die Armenier entweder aus der iredischen Überlieferung oder andern Kunstkreisen übernahmen, die Bauform, d. i. die Sonderentwicklung und Entfaltung, welche diese Elemente in Armenien erfuhren, sowie schließlich den Inhalt der armenischen Architektur, die für ihre eigenartige Entfaltung bestimmenden und sich in ihnen äussernden kulturellen, politischen, religiösen und künstlerischen Kräfte. Im dritten Buche versucht Strzygowski die im ersten vorgeführten Denkmäler und die Ergebnisse der im zweiten angestellten Untersuchungen mit der Geschichte Armeniens in Einklang zu bringen und zu zeigen, daß die in den armenischen Monumenten zu Tage tretende Entwicklung der bildenden Kunst sich in ihrer Sonderart aus eben dieser Geschichte und nur aus ihr heraus sich erkläre. Im vierten Buche endlich legt er seine Auffassung von der bedeutsamen Beziehung der armenischen Baukunst zur kleinasiatischen und byzantinischen, zu der des Balkans sowie zu der des Westens dar. Von Armenien aus gingen Strzygowski zufolge Wellen derselben nicht bloß nach Kleinasien und Konstantinopel, sondern auch nach der Balkanhalbinsel, nach Italien, nach Frankreich und nach Spanien herüber. „Denn viele der vereinzelt wie erratische Blöcke über den Balkan, den italienischen und französischen Boden verstreuten Kuppelbauten, die man bisher in keinerlei Zusammenhang zu bringen wußte, gehören durchaus in die Entwicklungsreihe des altchristlichen Kuppelbaues in Armenien, sind von dort aus erst einheitlich zu erklären und als Glieder der gleichen Kette zu erkennen.“ Zum Siege kam die armenische Kuppelbauform im Westen in der Renaissance durch Leonardo da Vinci, Bramante sowie namentlich durch Vignola, dessen Geiß zu Rom für die allgemeine Aufnahme derselbe bahnbrechend und bestimmend wurde.

Strzygowski hat sich durch die Aufschlüsse, die er über die in mancher Beziehung so beachtenswerten, ja wichtigen altarmenischen Denkmäler gibt, um die Kunstforschung ein großes Verdienst erworben. Es ist eine nach Umfang und Eigenart bisher nur sehr ungenügend bekannte und gewertete Welt von Monumenten mit manchen neuen Rück-, Ein- und Ausblicken, welche er dem Forscher vorführt. Wertvoll und bedeutsam ist seine Arbeit auch durch das nicht immer leicht zugängliche Vergleichsmaterial, welches er heranzieht, durch viele scharfsinnige Beobachtungen sowie durch reiche Anregungen und Richtlinien, die sie für weitere Untersuchungen bietet, und die Förderung, die sie damit dem wissenschaftlichen Kunsterkennen zuteil werden läßt. Freilich werden seine Aufstellungen nicht in allem Zustimmung finden. Was er von dem Entwicklungsgang der armenischen Architektur, den Quellen derselben, den für ihre Ausgestaltung bestimmenden Kräften und ihrer Einwirkung auf die Baukunst der Grenzgebiete sowie die späteren byzantinischen Kirchenbauten sagt, enthält viel mehr oder weniger Wahrscheinliches und Annehmbares. Was wir dagegen von einem mutmaßlichen Einfluß derselben auf spätantike römische Bauten (Minerva medica), auf S. Vitale zu Ravenna und die Hagia Sophia, auf die Architektur

der Goten in Spanien und Frankreich, auf Theodulphs Schöpfung zu Germigny-des-Prés und Karls d. Gr. Pfalzkapelle, auf S. Satiro zu Mailand, den romanischen Stil, die Gotik und schließlich den Kuppelbau der Renaissance vorträgt, ist zu wenig begründet, als daß es ohne Widerspruch bleiben könnte. Strzygowski steht zu sehr im Banne der Idee eines ostiranischen, über Armenien nach dem Westen sich fortwälzenden Kunststromes, den er um jeden Preis aus dem vorhandenen Material nachweisen möchte. Er arbeitet insolgedessen zu viel mit persönlichen Eindrücken, Auffassungen und Annahmen, spielt geradezu mit bloßen Möglichkeiten, in deren Auffindung er allerdings ein ungewöhnliches Geschick zeigt, verknüpft Denkmäler miteinander, zwischen denen andere eine Verbindung nicht zu entdecken vermögen, schlägt Brücken über Jahrhunderte, ohne sie genügend zu fundamentieren, zieht nicht hinreichend in Betracht, daß von zwei gleichartigen Erscheinungen keineswegs die eine von der andern abhängig zu sein braucht¹, daß vielmehr ähnliche Verhältnisse ähnliche Erscheinungen zeitigen, und daß gleiche Bauideen an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten selbständig im Geiste der Architekten aufsteigen können, und daß nicht sowohl vereinzelt dastehende Monumente, sondern nur größere Schichten von Bauten im allgemeinen Unterlage für begründete Aufstellungen zu sein vermögen. Wiederholt mahnt er mit Recht Unders denkende, mit ihrem Widerspruch zu warten, bis neue Forschungen weiteres Licht gebracht haben; Mahnungen indessen, die hier und da auch für seine eigenen Annahmen gelten dürften. Der Verfasser wird diese Bemerkungen nicht übel nehmen; sie gehen nicht von Kritikersucht oder vorgefaßten Meinungen aus, sondern lediglich von dem Wunsche einer möglichsten Klärung der Sache, von jenem lebhaften Interesse an der Feststellung der Wahrheit, das auch ihn bei seinen Arbeiten beherrscht und leitet.

Unangenehm berührt die nicht immer vornehme Art, mit der Strzygowski seine wissenschaftlichen Gegner behandelt. Religiösen und kirchlichen Fragen und Verhältnissen gegenüber fehlt es ihm, wie gelegentliche schiefe und unangebrachte Äußerungen bekunden, an tieferem Verständnis. Für Armenien war es ein wahrer Jammer, daß es in den Bann des Monophysitismus hineingeriet. Bezüglich der Bemerkung, es hätten die Jesuiten den Kuppelhallentypus des Geäu in alle Länder verbreitet (S. 873), darf ich wohl auf meine Arbeiten über die Jesuitenkirchen der beiden belgischen und der drei deutschen Ordensprovinzen verweisen. Ich kann aber hinzufügen, daß auch in den Kirchenbauten der österreichischen und der französischen Ordensprovinzen, die mir näher bekannt sind, die Kuppel nur sehr geringe Aufnahme gefunden hat, ja daß selbst in Italien zahlreiche Jesuitenkirchen dieselbe nicht übernommen haben.

¹ Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung ein Vergleich des Grundrisses der 1699 begonnenen ehemaligen Noviziatskirche der Jesuiten zu Sevilla (J. Braun, Spaniens alte Jesuitenkirchen, Freiburg 1913, S. 161) mit dem überraschend ähnlichen der Kathedrale zu Mähet, zwei Bauten, zwischen denen ein Zusammenhang in keiner Weise angenommen werden kann.